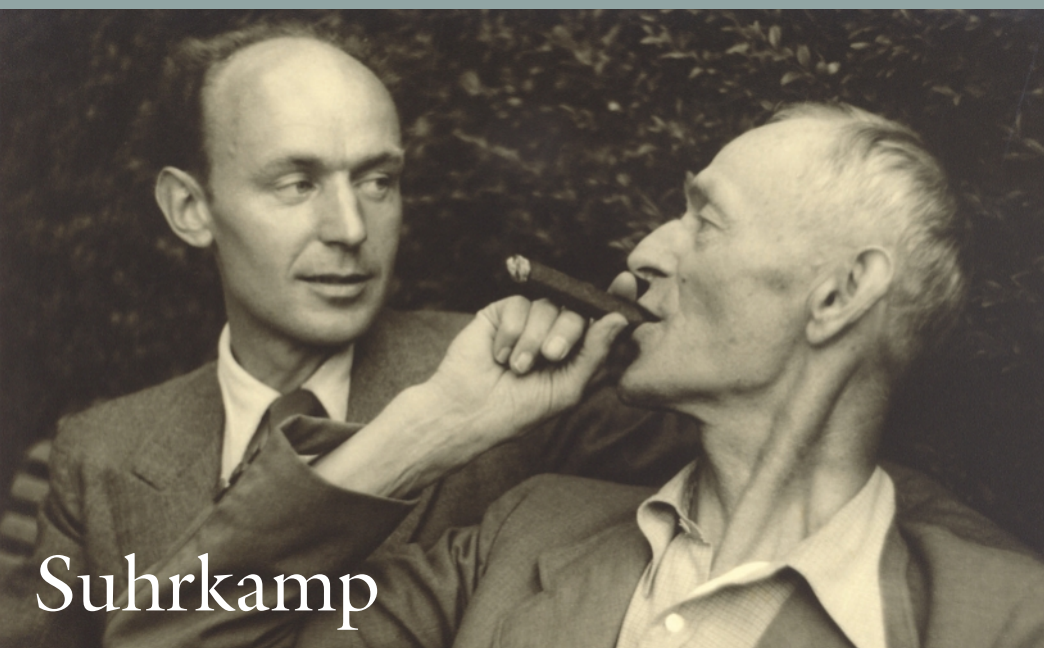


Hermann Hesse

»Mein lieber
Brüdi!« Briefwechsel
mit seinem jüngsten
Sohn Martin



Suhrkamp

SV

Hermann Hesse

»*Mein lieber Brüdi!*«

Briefwechsel mit seinem jüngsten Sohn Martin

Herausgegeben von Gunnar Decker
Unter Mitarbeit von Sibylle Siegenthaler-Hesse,
Hanspeter, Martin und Matthias Siegenthaler

Mit zahlreichen Fotos von Martin Hesse

Suhrkamp

Erste Auflage 2023

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Umschlagfoto: Hermann Hesse und Martin Hesse in Bremgarten, Sommer 1943, Foto Hesse Bern, © Martin Hesse-Erben

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43084-2

www.suhrkamp.de

»Mein lieber Brüdi!«

Einleitung

I

Für Nähe-Beziehungen aller Art weiß Hermann Hesse sich untauglich. Doch der hier erstmals veröffentlichte Briefwechsel zwischen dem Dichter und seinem jüngsten Sohn Martin (1911-1968), »Brüdi« genannt – die schweizerdeutsche Koseform für »kleiner Bruder« –, ist kein Dokument kalter Entfremdung. Im Gegenteil, Hesse erschreibt sich aus der Distanz jene Nähe, die ihm allein möglich ist: Anteilnahme per Brief!

Mit den Jahren entsteht so tatsächlich eine enge Vater-Sohn-Beziehung. Es wird ein langer, schwieriger Annäherungsprozess, ein gegenseitiges Werben um Zuneigung. Der jüngste Sohn spielt für Hermann Hesse eine besondere Rolle, denn Martins Leben steht anfangs unter keinem guten Vorzeichen: Krankheit und frühe Trennung von der Familie belasten ihn. Fühlt er sich verstoßen?

Als Martin im Juli 1944 heiratet, schreibt Hermann Hesse an Eugen Zeller, er werde nicht dabei sein – »wie denn das Nichtdabeisein eine Spezialität meines Lebens oder Charakters ist«¹. Da kennt sich jemand genau, weiß aus jahrzehntelanger Selbstbeobachtung um seine Stärken wie Schwächen. Der Umgang mit anderen Menschen zählt nicht zu seinen Stärken, aber das muss es auch nicht, er ist schließlich Dichter – und Schreiben bleibt ein einsames Geschäft.

Hesse lebt aus dem Abstand, der für ihn überlebensnotwendig ist, imaginiert schreibend Dabeisein aus Nichtdabeisein. Beispiele hierfür gibt es zahlreiche: 1902 bleibt er der Beerdigung seiner geliebten Mutter fern (sie hatte in seinen die Sinnlichkeit feiernden Gedichten Teufelszeug gesehen), kommt 1946 weder zur Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt noch zu der des Literatur-Nobelpreises (zu der Zeit verbirgt er sich in der psychiatrischen Anstalt Marin); äußere Anlässe besitzen für ihn keine innere Notwendigkeit.

Der große Eigensinnige, der lebenslang das »Ohne mich« kultiviert,

1 Hermann Hesse, »Große Zeiten« hinterlassen große Schutthaufen«, Die Briefe. Bd. 6. 1940-1946. Hg. v. Volker Michels. Suhrkamp Verlag, Berlin 2020, S. 272

gehört keiner Partei an, auch einer Nation fühlt er sich nie zugehörig. Hesse bekennt sich zum Alemannischen, dieser Mischidentität des Rheinwinkels, in dem das Württembergische und Schweizerische ineinander übergehen und jede Grenzziehung künstlich wirkt.

Er lässt sich nicht in Dienst stellen, das Amt eines repräsentierenden Großschriftstellers, das Thomas Mann so kongenial auszufüllen vermochte, lehnt er für sich rigoros ab. Er bleibt der Außenseiter aus Passion, der überall nur halb dazugehört und die gesellschaftlichen Rituale, mittels derer Ruhm und Ehre verliehen werden, bloß verachtet.

Natürlich stellt sich so unweigerlich die Frage, ob Hesse als »Nichtdabeiseiender« jemals ein guter Vater sein konnte. Am Anfang zeigt sich die Nähe-Verweigerung auch hier. Aber dann passiert mit den Jahren etwas Erstaunliches, so nicht zu Erwartendes: Hermann Hesse setzt – spät, aber nicht zu spät – alles daran, Martin ein guter Vater zu werden. Was für ihn zuallererst bedeutet, auch seinem dritten Sohn ein enger Vertrauter, Freund und Ratgeber zu sein.

Als Martin geboren wird, ist Hesse wieder einmal auf dem Absprung. Am 22. Juni 1911 berichtet er seiner Schwester Adele von der geplanten Reise nach Singapur, zu der ihn der befreundete Maler Hans Sturzenegger eingeladen hat. Hesse zögert keinen Augenblick, die Einladung anzunehmen. Er müsse jetzt Englisch lernen, sich impfen lassen und andere Vorbereitungen treffen. Der Erfolgsschriftsteller aus Gaienhofen vom Bodensee, bereits Vater von zwei Söhnen, kalkuliert über den familiären Rahmen hinaus: »Darum möchte ich die Zeit, die Maria von Ende Juli oder Anfang August an auf ihr Baby verwenden muß, nicht ganz verlieren.«²

Ja, er nutzt die Zeit, in der seine Frau Maria, Mia genannt, »ihr Baby« bekommt. Am 26. Juli 1911 wird sein dritter Sohn Martin geboren. Und Hesse bricht auf zur großen Fahrt. Diese gleicht einer Flucht. Denn seine Rolle als Ehemann und Vater ist ihm tief suspekt geworden. Er steckt im falschen Leben als bürgerlicher Erfolgsschriftsteller fest. Wie soll er da wieder herauskommen?

Es scheint, dass bereits in diesen Jahren der dann im Frühjahr 1919 vollzogene Entschluss, allein zu leben, zu reifen beginnt. 1912 zieht er mit der Familie vom Bodensee in die Schweiz nach Bern. Man kann darin den Versuch sehen, mittels Ortswechsel einen gemeinsamen Neuanfang zu schaffen – doch vergeblich, Hesse gerät immer tiefer in eine existen-

2 Hermann Hesse, »Aus dem Traurigen etwas Schönes machen«. Die Briefe. Bd. 2. 1905–1915. Hg. v. Volker Michels. Suhrkamp Verlag, Berlin 2013, S. 256

zielle Krise hinein. Er weiß nun, dass er ein Leben nach eigenen, nur der Kunst verpflichteten Maßstäben führen muss.

Aber dafür scheint Mia nicht die geeignete Partnerin. Nach ihrer Heirat 1904 hoffte sie auf ein stilles Leben in ländlicher Abgeschiedenheit, mit Garten, Kindern und einem Klavier, auf dem sie spielte. Hermann Hesses mit dem Erfolg des »Peter Camenzind« wachsenden schriftstellerischen Ehrgeiz sah sie dagegen mit Missfallen.

In seinem 1912/13 entstandenen Roman »Roßhalde« wird Hesse die Problematik der Künstlerehe behandeln. Es ist nicht schwer, ihn selbst in der Figur des Malers Johann Veraguth zu erkennen, der sich in einer tiefen Lebenskrise befindet. Im äußerlichen Erfolg gefangen, lebt er wie ein Bürger in einer repräsentativen Villa, selbst die Katze werde fett, hatte er über diese ihn überkommende Saturiertheit notiert. Und nun ist die Ehe mit der Pianistin Adele am Ende, man lebt nebeneinanderher, ist sich fremd geworden.

Seinem Vater schreibt Hermann Hesse 1914 nach Erscheinen von »Roßhalde«, die Frage sei nicht die nach einer falschen Wahl, sondern ob ein Künstler oder Denker »überhaupt zur Ehe fähig« sei. Damit verschiebt er sein Lebensproblem ins Grundsätzliche. Spricht er sich selbst von allem Versagen frei? Nein, das nicht, aber an seiner Eheuntauglichkeit, die aus seiner schriftstellerischen Berufung resultiere, lässt er keinen Zweifel. Der strenge Künstler sei im Leben ein Dilettant, heißt es in »Roßhalde«.

Hesse, das bestätigte sein mittlerer Sohn Heiner (1909–2003), konnte mit Kindern gut umgehen, war alles andere als ein autoritärer Vater. Wenn er Zeit hatte, spielte er mit ihnen, unternahmen sie gemeinsame Wanderungen oder gingen baden. Doch wenn er keine Zeit hatte, wenn er unter dem Druck stand, etwas schreiben zu müssen, war er reizbar und durfte nicht gestört werden.

Ein drittes Kind war für ihn offenbar zu viel. Der zwei Jahre ältere Bruder Heiner wird kurz vor seinem Tod im Gespräch mit dem Herausgeber erklären, Hermann Hesse habe seinen dritten Sohn Martin einfach nicht ausgehalten, dieser sei oft krank gewesen, habe viel geschrien.

»Roßhalde« scheint wie ein böses Omen. Denn dort wird der kleine Pierre, Veraguths Sohn, krank. Er bekommt eine Hirnhautentzündung und stirbt quallvoll.

Was für eine sich (fast) selbst erfüllende Prophezeiung! Denn im Erscheinungsjahr von »Roßhalde« 1914 wird Martin plötzlich schwerkrank. Handelte es sich um eine Hirnhautentzündung? Das scheint zweifelhaft,

denn diese überlebte man in dieser Vor-Antibiotika-Zeit in der Regel nicht.

Und doch bekommt die Pierre-Analogie zu »Roßhalde« angesichts der nachfolgenden Ereignisse etwas Unheimliches. Veraguth klagt sich selbst an: »Ach, nie mehr im Leben würde er eine solche Liebe fühlen können wie zu diesem Knaben.«³ Als Pierre in »Roßhalde« gestorben ist, steigert sich Veraguth in eine Art Liebestod-Vision hinein: »Da hatte er am Bett seines sterbenden Knaben, allzu spät, seine einzige, wahre Liebe erlebt, da hatte er zum ersten Mal sich selbst vergessen, sich selbst überwunden.«⁴

Was gilt denn nun für Hesse, die bis in den Tod hinein stilisierte Vater-Sohn-Liebe oder die genervte Ablehnung des störenden Kindes? Beides, Hesse weiß um den dunklen Doppelgänger, den er in sich trägt, um die Doppelwahrheiten seines Schriftstellerlebens. Es ist nicht so, dass allein das geschriebene Wort gilt, das ist Hesse wohl bewusst, aber dass es die Form ist, in der er der Wahrheit allein nahekommt, das unbedingt.

Zur persönlichen Krise kommt 1914 die welthistorische Katastrophe. Während des Ersten Weltkrieges (Hesse ist noch bis 1924 deutscher Staatsbürger) wird er der deutschen Gesandtschaft in Bern als Dienstverpflichteter zugeteilt und arbeitet für die »Deutsche Gefangenenfürsorge«, die Kriegsgefangene in Lagern mit Lektüre versorgt. Eigene schriftstellerische Arbeiten entstehen in dieser Zeit kaum. Unter dem wachsenden Druck der Umstände erleidet er 1916 einen schweren Nervenzusammenbruch, dem eine psychoanalytische Behandlung bei Josef Bernhard Lang (1881-1945) folgt. In dieser Zeit macht sich auch erstmals die manisch-depressive Erkrankung Mias bemerkbar. Die drei Söhne müssen die Last dieser schlimmen Entwicklung tragen.

Briefe sind Literatur unter Vorbehalt, bleiben Mischungen aus Lebensäußerung und bewusstem Ausdruck. Die Briefe Hesses an Martin (wie auch die an Bruno und Heiner) sind einerseits persönliche Zuwendung, das Sich-Einlassen auf das, was seine Söhne beschäftigt, worin sie dann auch Rat und Beistand erfahren – aber zugleich natürlich auch immer ein Teil der Vorarbeiten des Schriftstellers für jene Texte, die für die Veröffentlichung bestimmt sind. Hesses Briefe – im Unterschied etwa zu vie-

3 Hermann Hesse, *Sämtliche Werke*. Hg. v. Volker Michels. Bd. 3: *Die Romane: Roßhalde*. Knulp. Demian. Siddhartha. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001, S. 65

4 Ebd., S. 141 f.

len Briefen Rilkes – sind nicht mit einem Seitenblick auf die Nachwelt geschrieben, sie bleiben persönliche Ansprache.

Aber gelegentlich passiert es Hermann Hesse doch, dass er ein Thema in einem Brief ausführlicher behandelt. So in einem Trostbrief an seinen ältesten Sohn Bruno (1905–1999), der beim Maler Cuno Amiet⁵, Hesses Freund seit Gaienhofen, aufwächst und selbst Maler wird. Doch an seiner Berufung als Künstler kann er nie ganz glauben – und Hesse steht ihm in einem langen Brief bei, in dem er den Zweifel an der eigenen künstlerischen Sendung zu einem Wesensmerkmal des echten Künstlers erklärt. Hinterher findet er, dieser Brief sei so gut geworden, dass man ihn veröffentlichen sollte – was dann auch geschieht.⁶

Damit müssen Künstlerkinder leben lernen: Sie sind, wie alles, das der Außenwelt angehört, künstlerisches Material! Doch prägend für Hesses Vater-Briefe ist dieser Egoismus nicht, er bleibt die Ausnahme. Vor allem schreibt er sie, um die verlorene, ihm im Alltag dauerhaft unmögliche Nähe zu seinen Söhnen auf eine ihm gemäße Weise neu herzustellen: mittels Briefen, oft auch von jenen kleinen Aquarellen geschmückt, die Hesse im Tessin anfangs aus Selbsttherapiegründen (später mit großer Lust am Meditieren in Form und Farbe) malt, denn auch er leidet unter Depressionen, unternimmt mehrfach Suizidversuche. Insofern erhofft er sich in seinen Briefen auch Zuwendung durch seine Söhne. Die braucht er, um das ihm oft allzu beschwerlich gewordene Leben auszuhalten.

- 5 Cuno Amiet (1868–1961), Schweizer Maler, Mitglied der Dresdner Künstlergruppe »Brücke«, seine Gauguin und van Gogh zum Vorbild nehmenden Bilder wurde 1937 als »entartet« aus deutschen Galerien entfernt.
- 6 Hesse hatte am 5. Januar 1949 Bruno auf seinen sorgenvollen Brief geantwortet: »Was du im Leben leistest, und zwar nicht nur als Maler, sondern ebenso als Mensch, als Mann und Vater, Freund und Nachbar etc. etc., das wird vom ewigen ›Sinn‹ der Welt, von der ewigen Gerechtigkeit nicht nach irgendeinem festen Maß gemessen, sondern nach deinem einmaligen und persönlichen. Gott wird dich, wenn er dich richtet, nicht fragen: ›Bist du ein Hodler geworden oder ein Amiet, oder ein Pestalozzi oder Gotthelf?‹ Sondern er wird fragen: ›Bist du auch wirklich der Bruno Hesse gewesen und geworden, zu dem du die Anlagen und Erbschaften mitbekommen hast?‹« Am Ende des langen Briefes heißt es dann: »Aus meinem Brief ist gegen meinen Willen fast eine Abhandlung geworden, und da sie von etwas handelt, was jeden angeht, mußt du mir erlauben, daß ich den eigentlich dir ganz allein geltenden Brief abschreiben lasse, und ihn, oder doch Teile daraus, gelegentlich auch anderen mitteile.« (Hermann Hesse, »Mit dem Vertrauen, daß wir einander nicht verloren gehen können«. Briefwechsel mit seinen Söhnen Bruno und Heiner. Hg. v. Michael Limberg in Zus. mit Silver und Simon Hesse. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, S. 267 u. 269.) 1949 erschien dann der erweiterte Brief als Aufsatz u.d.T. »An einen jungen Künstler«.

Im Frühjahr 1919 hatte Hesse seine Familie verlassen, 1923 wird seine Ehe mit Mia geschieden.

Die verlassene Mia kämpft mit jener manisch-depressiven Krankheit⁷, die ein Erbe der Bernoulli-Familie in Basel ist, zu der berühmte Mathematiker gehören. Sie muss, nach heftigen Anfällen, die mit starken Aggressionen verbunden sind, immer wieder zur Behandlung in psychiatrische Anstalten. Bis ins hohe Alter (sie stirbt 1963 mit vierundneunzig Jahren) werden diese Anfälle wiederkehren.

Dauerhaft mit anderen zusammenleben will und kann Hesse nicht. Die Familie als »kleinste Zelle« der Gesellschaft hat Hesse selbst in seiner pietistischen Kindheit im buchstäblichen Sinne erlebt: als Gefangensetzung. Im Grunde war er lebenslang auf der Flucht vor dieserart Einbindung in die Gesellschaft, ein Eigensinniger, ein Anarchist aus elementarem Antrieb, ein Individualist, mitunter fast schon Eremit aus Passion (mit gelegentlichen exzessiven Anwandlungen wie in seinen Zürcher Wintern der 1920er Jahre).

Aber vergessen kann er Mia, Bruno, Heiner und Martin nicht, er hört auch nicht auf, sie zu lieben. Was Hermann Hesse bereits am 1. Juli 1909 in einem Brief an Franz Vetter schrieb, war aufrichtig gemeint: »Das Beste, was ich im Hause habe, sind aber meine Kinder. Ich habe seit ersten März einen zweiten Buben, der erste ist jetzt schon dreieinhalb und täglich viel bei mir, im Garten und draußen, ein gescheiter hellblonder Kerl und mein bester Freund.«⁸

Doch der Künstler ist wie der Verbrecher ein Feind des Bürgers, darüber wird er gleich zu Beginn seines neuen ungebundenen Lebens im Tessin in »Klein und Wagner« schreiben. Die moralische Ächtung durch die Gesellschaft muss er ertragen.

7 Die manisch-depressive Erkrankung wird heute auch als »bipolare Störung« bezeichnet. Bernard Pauleikhoff bezeichnet den Wechsel von Depression und Manie in seinem Werk »Endogene Psychosen« (Stuttgart 1986) als eine »Zeitstörung«, die psychotische Formen annehmen kann: »Während bei der Schwermut die Hemmung des Werdens, bis hin zum Stillstand der Zeit die verschiedenartigen Erscheinungen zusammenbindet, entstehen in der Manie durch die Beschleunigung und das Rasen der Zeit überhöhte Stimmung, gesteigerte Aktivität, Enthemmung, Erregung und Ideenflucht als Ausdruck der zeitlichen Störung und als Gegenpol zur Melancholie.« (S. 81)

8 Hesse, Die Briefe. Bd. 2, a. a. O., S. 146

Hesse sorgt sich um all seine drei Söhne. Aber am meisten sorgt er sich um Martin, der ihm der verletzlichste, auch der gefährdetste unter den Brüdern scheint und bei dem die erbliche Vorbelastung des Manisch-Depressiven von Seiten der Bernoulli-Familie sich am stärksten manifestiert.

Was die Briefe, die für diese Ausgabe wegen ihres fast tausendseitigen Umfangs ausgewählt und teils stark gekürzt werden mussten, zu so einer besonderen Lektüre macht, ist die sich darin spiegelnde wachsende Intensität gegenseitiger Zuwendung. Es sind keine Alibibriefe, die ein von seinem Vater verlassener Sohn pflichtschuldigst abliefert. Nur ganz am Anfang klingen die Mitteilungen, die der achtjährige Martin an seinen Vater zu schreiben von seiner Pflegefamilie, den Ringiers in Kirchdorf an der Aare, angehalten ist, eher ratlos.

Bei dem mit Hesse befreundeten Landarzt Dr. Ernst Ringier war Martin, das häufig kranke Kind, in Behandlung gewesen, lebte seit 1914 teilweise bereits bei seinen Töchtern, der Krankenschwester Alice und der Lehrerin Johanna Ringier, die Martin auch bis zu seinem zehnten Lebensjahr privat unterrichtete.

In dem ersten erhaltenen Brief, vom 30. März 1919, an den Vater heißt es: »In Kirchdorf ist es schön. Ich danke dir vielmal für die Karte. Grüsse von Martin. Ein Kuss von Martin.« (Brief 3)

Wie wird sich angesichts dieses emotionalen Trümmerfelds, das er mitverursacht hat, Hermann Hesses Herz zusammengezogen haben! Doch er nimmt die Herausforderung an, will die Trümmer beiseiteräumen. Das Vater-Sohn-Verhältnis wird zur lebenslangen Baustelle.

Den beiden Brüdern geht es nicht besser. Bruno kommt, wie bereits erwähnt, mit vierzehn zu dem mit Hesse befreundeten Maler Cuno Amiet in Oschwand bei Herzogenbuchsee. Er studiert dann an der École des beaux-arts in Genf und von 1927 bis 1930 an der Académie Julian in Paris. Doch der Durchbruch als Maler gelingt ihm nicht. Ein schweres Thema, in dem ihm der Vater zum Partner wird, der versucht, ihm den Druck einer existenziellen Beweispflicht als Maler zu nehmen.

Lange ringt Bruno mit sich und seiner Berufung, arbeitet dann mehr und mehr als Rahmenmacher, Schnitzer und Vergolder, versöhnt sich im Alter mit seinem Scheitern.

Heiner Hesse, der nach Ninon Hesses Tod von 1966 bis zu seinem Tod 2003 Bevollmächtigter der Hesse-Erben war, hat mit zehn Jahren eine Odyssee durch Kinderheime vor sich, besucht später die Kunstgewerbeschule und wird Schaufensterdekorateur, er steht politisch sehr links, so dass er ab den 1930er Jahren vor allem Versammlungslokale der Kommunistischen Partei dekoriert.

Das Leben bei der Familie des Landarztes Ernst Ringier gefällt Martin. Dessen Frau Anna und die beiden Töchter Alice und Johanna, die als »Lehrere« eine große Rolle in Martins weiterem Leben spielen wird, sind ihm Familienersatz. Sie betreiben in Kirchdorf eine Art Pension für Alte und leicht Behinderte. Später wird sie Martin von »Lehrere« erben – und umgehend auflösen.

Auch zu Mia, die in Ascona ein Haus gekauft hat, kommt Martin regelmäßig. Wenn Mia nicht gerade einen Krankheitsschub hat, ist sie eine gute Mutter (wird das auch für ihre erwachsenen Söhne bleiben), eine unterhaltsame Gesellschafterin, die gern Klavier spielt, Geschichten erzählt und Radio hört – sehr zum Missfallen ihrer späteren Schwiegertochter Isabelle von Wurstemberger, die Radiogeräusche nicht erträgt. Als Mia nach der Heirat von Martin und Isabelle eine Zeitlang bei ihnen wohnt, führt das ständig laufende Radio beinahe zum Zerwürfnis, macht jedenfalls einen längeren Aufenthalt Mias unmöglich.

Als Kind ist Martin gern in Ascona, beschreibt dem Vater dann per Brief die gemeinsamen Unternehmungen. »Das Mutti« – so die schweizerdeutsche Koseform – ist für Martin, anders als der Vater, so oft es geht auch physisch anwesend – aber manchmal geht es bei Mia eben auch nicht.

All die kleinen Abenteuer, die der Elf- oder Zwölfjährige besteht, schildert er dem Vater. Egal, ob ihn eine wilde Katze gebissen hat, die dann erschossen wird, oder er ein Schaf kauft, das kurz darauf stirbt, der Vater hat teil daran. Ende Juni 1924 ist die neueste Sensation zu vermelden: »Gestern Morgen hat der Fuchs das wildbrütende Huhn geholt. Ich rannte in der ganzen Nachbarschaft herum, bis ich ein anderes Huhn fand, das ich [auf die Eier] setzen konnte. Ein Küken ist schon ausgekrochen.« Das klingt nach heiler Kinderwelt, und anfänglich scheint es auch so, als ob Martin ein ausgeglichenes Kind mit landwirtschaftlichen und handwerklichen Vorlieben sei. Er angelt viel, dann entdeckt er das Faltbootfahren und beginnt sogar, selbst Boote zu bauen und zu verkaufen. Eines Tages kauft er eine Hobelbank, dann einen Webstuhl. Er hat viele Talente und mitunter einen starken Ehrgeiz, der jedoch plötzlich ins Gegenteil umschlagen kann.

Am 4. Juni 1925 informiert Hesse seine von ihm getrennt lebende zweite Ehefrau Ruth (1897–1994) über die »Familientragedie« der Bernoullis, die auch ihn betrifft: »Vor einer Stunde habe ich an der Bahn meinen kleinen Martin verabschiedet, er ist mit seinem Rucksäckchen abgereist, zu Bekannten bei Bern [gemeint sind die Ringiers], und ist wieder für eine unbestimmte Zeit heimatlos, denn seine Mutter ist wieder geisteskrank,

und zwar noch schlimmer als früher, sie hatte sogar entsetzliche Tobsuchtsanfälle.«⁹

Heiner Hesse berichtete, dass Mia während eines dieser Anfälle sogar versucht hatte, Martin zu erwürgen, ein anderes Mal habe sie während einer Bahnfahrt sämtliche Koffer aus dem Fenster geworfen.

Manchmal spürt Martin, wie sehr die Eltern fehlen. Etwa, als er im Sommer 1926 plötzlich starke Bauchschmerzen bekommt und ins Krankenhaus muss, wo ihm der Blinddarm, der zu platzen droht, herausgenommen wird. Das wird Martin nicht vergessen – im Unterschied zu Hermann Hesse, der viel später, als sein erwachsener Sohn über wiederkehrende Leibschmerzen klagt, mutmaßt, das könne von einem entzündeten Blinddarm herrühren. Kann es nicht!, weiß Martin. Der Vater war eben nicht dabei gewesen, als er damals in Gefahr war.

Nun aber will Hesse bei den wichtigen Lebensentscheidungen seiner Söhne dabei sein, sich als ein guter Vater, also lebenserfahrener Ratgeber erweisen. Martin hat viele schnell wechselnde Vorstellungen von einem künftigen Beruf. Am 20. November 1927 teilt der 16-Jährige seinem Vater mit: »Ich möchte dir nur sagen, dass ich Lust hätte, Mechaniker zu werden.«

Aber da zeigt sich bereits, wie wechselhaft Martin in seiner immer nur kurzlebigen hochfliegenden Begeisterung ist. Von Mechanik ist wenig später nicht mehr die Rede, dafür jedoch von Architektur. Hesse reagiert am 5. März 1928 moderat: »Im Ganzen aber bin ich nicht unzufrieden damit, wenn die Architektur statt der Mechanik Dein Beruf wird, vorausgesetzt, dass Du auch Freude dran hast.« (Brief 33) Er unterzeichnet den Lehrvertrag.

Bereits am 8. Mai 1928 erreicht Hesse jedoch ein weiterer Brief von Martin: »Ich möchte dir nur sagen, dass ich finde, dass der Beruf eines Bauzeichners nicht gut zu mir passt. Für einige Zeit geht es ja schon, aber 3 Jahre oder wenn möglich sein Leben lang auf einem Büro sitzen, ist nicht jedermanns Sache.« Vielleicht würde die Töpferei besser zu ihm passen? Hesse reagiert besonnen auf Martins rasch wechselnde Berufsvorstellungen. Er selbst hatte schon mit 14 Jahren beschlossen, Dichter und sonst nichts im Leben zu werden – und musste dann doch eine Lehre in der Calwer Turmuhrenfabrik Perrot absolvieren, für die er im Nachhinein dankbar war. Wahrscheinlich müssen seine Söhne ihre eigene, ihnen noch verborgene Berufung erst noch entdecken. Dem will er hilfreich zur Seite stehen, auch wenn es langwierig und kompliziert werden sollte.

9 Hermann Hesse, »Ich bin ein Mensch des Werdens und der Wandlungen«. Die Briefe. Bd. 4. 1924-1932. Hg. v. Volker Michels, S. 95

Während Martin sehr direkt, oft wie übersprudelnd, dem Vater berichtet, was sich bei ihm zugetragen hat, schreibt Hermann Hesse nicht selten geradezu sentenzenhaft an seinen Sohn, der nun 18 Jahre alt ist und beginnt, seinen Militärdienst abzuleisten. Dieser zieht sich in der Schweiz Jahrzehnte lang hin, immer wieder müssen die wehrfähigen Männer für Tage oder Wochen zur Ausbildung und zu Übungen einrücken. Er ist nun also erwachsen und kann auch – zur eigenen Belehrung – an des Vaters Sorgen teilhaben. So erfährt Martin am 10. Mai 1930 nicht nur, dass bei Hesse der Gedanke wieder aufgetaucht sei, »ein Häuschen im Tessin zu bauen«, sondern auch etwas über die wachsende Verzweiflung in ihm: »Ich bin da in einer Notlage, die dir erspart bleiben wird: ich habe dummerweise eigentlich nichts anderes in meinem Leben getrieben und gelernt, als Bücher zu lesen und zu verstehen, ich habe fast alles andere darüber ziemlich versäumt. Dabei hätte ich mich wohl befunden, wenn die Augen bis zu meinem Tod ausgehalten hätten. Aber jetzt habe ich seit Jahren nie mehr einen Tag ohne Augenschmerzen gehabt, und muss von Tag zu Tag mehr auf das Lesen verzichten, und jetzt zeigt es sich, dass die in Büchern studierte Weisheit gar nicht dazu genügt, mir das Leben ohne Lesen erträglich zu machen, sondern es fällt mir äusserst schwer, mich daran zu gewöhnen.« (Brief 58) Aber mit Ninon Dolbin (1895-1966) ist Rettung in Sicht, sie wird ihm bis zu seinem Tod täglich oft mehrere Stunden lang vorlesen.

1931, da ist Martin 19 Jahre alt, klingt Hesse fast schon ratlos: »Da du nicht die geringste Vorstellung davon hast, was du eigentlich willst, ist es schwierig, dir zu raten.« (Brief 71) Inzwischen ist Hesse zum dritten Mal verheiratet, mit Ninon Dolbin¹⁰, und gemeinsam beziehen sie die Casa Rossa, jenes Haus, das Hesses Mäzen H. C. Bodmer nach dessen Plänen bauen ließ und dem Dichter und seiner Frau zur lebenslangen Nutzung überlässt. Hesse, der Ehe-Skeptiker, schreibt an Martin, die »Bocciabahn« (ein Herzenswunsch von ihm, der dieses Spiel perfekt beherrscht) sei »wohl das Hübscheste am ganzen Haus«. Erstmals bittet nun Martin, der passionierte Naturmensch, seinen Vater, ihm einige Bücher, die er geschrieben hat, »zu verkaufen«. Hesse ist glücklich, spät kommt diese Bitte, aber nicht zu spät: »Das freut mich. Auch Bruno

10 Vgl. hierzu Gisela Kleine, *Ninon und Hermann Hesse. Biographie eines Paares*. Insel Verlag, Berlin 2017 (erstmalig u. d. T. *Ninon und Hermann Hesse – Leben als Dialog*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1982, und u. d. T. *Zwischen Welt und Zaubergarten. Ninon und Hermann Hesse: ein Leben im Dialog*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1988), sowie Ninon Hesse, »Lieber, lieber Vogel«. *Briefe an Hermann Hesse*. Ausgewählt und erläutert von Gisela Kleine. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2000.

und Heiner haben, sobald sie erwachsen waren, mich um meine Bücher gebeten, und sie haben die meisten gelesen. ... Ich habe schon einige Male gedacht, Du würdest vielleicht einmal Bücher von mir lesen.« (Brief 81) Natürlich verkauft Hesse seinem Sohn die Bücher nicht, er schenkt sie ihm – und fortan all seine Neuerscheinungen.

Hesse ist der Umzug in die Casa Rossa teuer gekommen, er klagt, es seien schlechte Zeiten für seine Bücher in Deutschland. Vor allem, weil es schlechte Zeiten für Deutschland sind; überall herrscht die Krise. Sein Verleger Samuel Fischer teilt ihm mit, er habe im ersten Halbjahr 1931 fast keine Bücher mehr von ihm verkaufen können. Martin berichtet derweil seinem Vater am 12. August 1931 von einer Wanderung in den Bergen: »Hier ist es prachtvoll – und billig zu leben.« (Brief 83) Für die Söhne sind Besuche beim Vater inzwischen eine Selbstverständlichkeit – jedoch nach genauer Planung und zumeist mit Übernachtung außer Haus. Vor allem – bis auf wenige runde Geburtstage – nie alle drei zusammen. Martin, seine Brüder Bruno und Heiner erhalten akribisch im Voraus geplante Einzelbesuchstermine.

Der Dichter hat Sorgen, die seine Söhne teilen. Denn Hermann Hesse drängt die drei Söhne, einem Erbvertrag zuzustimmen. Es geht dabei nicht nur um das Ninon zugesprochene Mobiliar des Hauses, sondern um mehr: »Der Sinn des jetzigen Vertrages ist nur der, dass Ihr die Leibrente, die ich jetzt für mich vom 60. Lebensjahr an errichte, und die nachher, etwas gekürzt, Ninon gehört, anerkennt und nach meinem Tod nicht etwa anfechtet.« (Brief 88) Die Söhne sind befremdet. Aber bald beruhigen sie sich wieder, denn Ninon ist offensichtlich nicht die raffgierige neue Frau des Vaters, sondern tatsächlich seine Stütze, dabei in allen Alltagsdingen überaus genau – auch, was die eigene Vorsorge betrifft.

Martin entwickelt zu Ninon eine besondere Beziehung, denn obwohl sie es nicht mag, fotografiert zu werden, interessiert sie sich doch sehr für Fotografie – auf ihren Reisen nach Griechenland fotografiert die passionierte Kunsthistorikerin selbst. Martin berät sie in fototechnischen Fragen. Auch in Liebes-, Ehe- und Automobilfragen führen beide ein Briefgespräch von besonderer Intensität.

Von den Distanz-Ritualen, die seinen Alltag durchziehen, weicht Hesse bis zu seinem Lebensende keinen Millimeter ab. Umso intensiver lässt er sich auf sein Gegenüber ein, wenn er Briefe schreibt. Dann versetzt er sich mit sicherem Instinkt in sie hinein.

Hesse ist niemand, der nur von sich und seinen Plänen – und den zunehmenden Sorgen – als Autor zu berichten weiß, sondern spricht von

Tagen im Garten, von Besuchern und vor allem von seinen nie nachlassenden Schmerzen, die ihm seine schwachen Augen, seine Gicht oder seine Zähne bereiten.

Immer ist er in Sorge darüber, dass auch Martin ähnliche Beschwerden entwickeln könnte. Geh zum Arzt, lass dich untersuchen! Dabei bleibt es nicht, Hesse weiß stets einen Spezialisten (einen, der auch ihn behandelt), er macht Termine, bezahlt die Rechnungen und erkundigt sich eingehend nach Untersuchungsergebnissen und später nach Heilungsfortschritten (denn auch Martins Gesundheit ist fragil wie die des Vaters).

III

Im Februar 1932 meldet sich Martin im Bauhaus¹¹ in Dessau an – die Ausbildung dort ist vielgestaltig und gilt in der Welt als konkurrenzlos. Hermann Hesse hatte an den Leiter, Mies van der Rohe (1886-1969), geschrieben und um Martins Aufnahme gebeten. Er bezahlt auch das Schulgeld und die Aufenthaltskosten. Seinen ersten Brief aus Dessau an den Vater sendet Martin am 4. April 1932, den letzten kurz vor der Schließung des Bauhauses durch die Nationalsozialisten am 31. August 1932. Martins Eindruck von Dessau ist höchst zwiespältig. Die Eitelkeit und Wichtigtuerei sowohl der Lehrer wie der Schüler bei Kunstdebatten stößt ihn ab. Für ihn sei es schwierig da mitzukommen, nach 20 Jahren »unter Bauern«, wie er tiefstapelnd meint.

Derartige schroffe Widersprüche, wie sie hier herrschen, kannte er bislang nicht. Mies van der Rohe sei ein »fabelhafter Architekt, aber ein reaktionärer Mensch«, der mittels Überfallkommando Studentenvertreter verhaften lässt. Und Kandinskys abstrakte Kunsttheorie scheint Martin allzu verstiegen. Der Vater bestärkt ihn in seinem Vorbehalt gegen jede intellektuelle Anmaßung. Er spricht von der »geistigen Gerissenheit« und dem »raschen und hübschen Klugreden«, das ihm schon immer zuwider gewesen sei. Seine Abneigung gegen das Akademische gipfelt in der dem Sohn mitgeteilten Sentenz: »Gewiss, man soll Respekt vor dem Geist haben, aber vor dem, der etwas schafft, nicht dem, der bloss schwätzt ...«

11 Das Bauhaus war 1919 in Weimar als Hochschule für Gestaltung von Walter Gropius (1883-1969) gegründet worden. Es galt als modernste Ausbildungsstätte ihrer Art weltweit. 1925 war die Hochschule in Weimar auf Betreiben konservativer Kräfte geschlossen worden und zog nach Dessau um. Im September 1932 beschloss die Dessauer Stadtversammlung, in der die NSDAP die Mehrheit stellte, die Schließung des Bauhauses.

Den Schulbetrieb findet Martin schlicht »zum Kotzen«. Und doch entdeckt er hier auch etwas Neues, das ihn dann – im Unterschied zu manch anderer kurzzeitiger Faszination – lebenslang begleiten wird: die Fotografie. Vielleicht spielt dabei auch eine Rolle, dass seine Mutter Mia die erste Berufsfotografin der Schweiz war? Er wünscht sich umgehend einen Fotoapparat.

Martins Haltung in Dessau ist die eines Flaneurs, der kundtut, er wolle hier so viel wie möglich für sich mitnehmen, »bevor der Laden geschlossen wird«. – »Gegenwärtig ist im Landtag, der ja hauptsächlich aus Nazis besteht, eine Abstimmung, und viele sagen, dass es sich ums Bauhaus handelt.« (Brief 99)

Tatsächlich muss er dann dem Vater vermelden: »Das Bauhaus ist nun leider von den Nazis geschlossen worden.« (Brief 106)

Das Bauhaus hat Martin zum Fotografieren gebracht – und Hermann Hesse findet die Porträtfotos, die Martin von ihm macht, allesamt »originell«. Er bestärkt den Sohn in seinem Talent und bietet sich ihm gleichsam als Dauermodell an. Das Posieren vor der Kamera wird für ihn zu einem Spiel, das ihm gefällt. Aber Martin gelangen auch ganz ungezwungene Schnappschüsse. Hesse erkennt sehr wohl, dass das besondere Vater-Sohn-Verhältnis zwischen ihnen sich auf die Fotos überträgt. Und er lässt es zu, dass die dabei entstehende Intensität sichtbar wird. Man könnte auch sagen, dass Martin von seinem Vater zu seinem sehr persönlichen Fotografen erklärt wurde – denn Martins Fotos sind es, anhand derer wir uns heute ein Bild des Dichters Hermann Hesse machen. Gewiss ist, dass Martin in seinen Fotos dem Selbstbild des eigensinnigen Menschen und Autors Hermann Hesse so nahekommt wie kein anderer Fotograf.

Darum lässt sich Martin auf ein Leben mit Fotoapparat ein, obwohl er keine Menschen (außer seinen Vater und gelegentlich andere Familienangehörige) fotografieren mag und zudem farbenblind ist. Das prädestiniert ihn zur Schwarz-Weiß-Sachfotografie, vor allem zu Architekturaufnahmen, Bildern von Museumsbeständen und auch für Warenhauskataloge. Eine einsame, eine tote Welt aus lauter Gegenständlichkeit. Zeitweise ist er auch als Fotoreporter stark beschäftigt, aber da ist ihm auf die Dauer die Konkurrenz (und der Aktualitätszwang!) zu groß.

Also zieht er sich in sein eigenes Fotoatelier zurück, lebt viel zu viel in jener »Dunkelkammer«, die immer mehr auch seelisch von ihm Besitz zu ergreifen beginnt.